

# Zum Geleit

Liebe Freunde unseres Hauses Königstein!

Wenn sie dieses Heft in den Händen halten, werde ich bereits von unserer ausgebuchten Wallfahrt nach Troppau und Breslau zurückgekehrt sein, bei der ich den Pilgern Sudetenschlesien ebenso nahe bringe wie das von Friedrich II. den Österreichern geraubte übrige Schlesien. Wir werden dann im Haus Königstein auf der Mitgliederversammlung am 28. Juni einen neuen Vorstand wählen, wobei wir auch die Weichen für die zukünftige Arbeit unseres Instituts nach dem Tode von Pfarrer Dr. Stingl stellen werden.

Mit vielen unseren Freunden und Wohltäter konnte ich darüber bereits zu Pfingsten auf dem diesjährigen Sudetendeutschen Tag in Nürnberg sprechen. Dort waren wir wieder mit einem Informationsstand vertreten, den dankenswerter Weise viele unserer Leser aufsuchten. Ich bin dankbar für die interessanten und anregenden Gespräche mit Ihnen, für alle Anteilnahme am Tode von Dr. Stingl und für den Dank, den Sie mündlich für unsere Mitteilungen und für unsere Arbeit aussprachen. Ich habe diesen Dank an die ehrentätigen Mitarbeiter, die nicht alle in Nürnberg sein konnten, weitergegeben.

Das Thema des Sudetendeutschen Tages war uns fast auf den Leib geschnitten: *Dialog verpflichtet!* Seit meiner Studienzeit vor über 50 Jahren in Königstein war mir das Gespräch mit unseren tschechischen Landsleuten ein Anliegen und ist es auch heute im Haus Königstein in Nidda. Dass uns der Staatssekretär im Hessischen Kultusministerium, Dr. Manuel Lösel, in Nidda besuchte, hat uns gezeigt, dass wir unseren eingeschlagenen Weg mutig weiter gehen sollen, um weiterhin in Oberhessen eine Sudetendeutsche Oase zu sein, wie manche Besucher unser Haus nannten, und das religiöse Erbe unserer Heimat weiter zu pflegen. Das weiterhin mit Ihrer Hilfe zu tun, kann ich Ihnen versprechen.

So verbleibe ich voller Optimismus mit heimatlichen Grüßen

Ihr



Prof. Dr. Rudolf Grulich

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit  
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!**

# Das Bistum Breslau und die Weltkirche

**B**reslau ist im Jahre 2016 eine der beiden Kulturhauptstädte Europas. Breslau ist seit dem Jahre 1000 ein Bistum und seit dem Preußischen Konkordat 1929 auch Erzbistum. Mit der jüdischen Konvertitin Edith Stein stellt das Erzbistum Breslau neben der hl. Birgitta von Schweden und der hl. Katharina von Siena einer der drei Frauen, die Papst Johannes Paul II. Anfang Oktober 1999 zu Patroninnen Europas erklärt hat. Die über 1000 Jahre Bistumsgeschichte Breslaus sind auch ein Jahrtausend wichtiger Beiträge zur Weltkirche, zur Ausbreitung des Glaubens und seiner Bewahrung in der Diaspora und zur aktiven Mithilfe in der Weltmission.

## **Schlesien und die Deutschen Katholikentage**

1863 würdigte der damalige Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken Karl Fürst zu Löwenstein den Anteil Schlesiens an der Entwicklung des deutschen Katholizismus und tat dies insbesondere für die Entwicklung der Katholikentage, von denen jene der Jahre 1849, 1872, 1882, 1909 und 1926 in Breslau, der des Jahres 1899 in Neisse stattfand. Ein Katholikentag 1933 in Beuthen musste abgesagt werden. Schon 1849 stellte der Schriftführer des ersten Katholikentages in Mainz (1848) fest: „Großes hat Schlesien gewirkt, das uns so große Sorgen gemacht, von dem wir fürchteten, es habe aufgehört, katholisch zu sein. So hat Deutschland erlebt, wie diese fast verloren geglaubte Provinz für die Sache der Kirche mit einem Male dasteht – voller Kraft – eine Musterprovinz für ganz Deutschland“.

Der Breslauer Katholikentag 1909 brachte eine aufsehenerregende programmatische Rede des Fürsten Löwenstein über die Missionsbewegung, die der Fürst so begann: „Wenn ich von der Bedeutung der Missionen sprechen will, muss ich vom Wesen der Kirche sprechen“. 1926 berichtet der Missionsbenediktiner P. Petrus Wachter aus St. Ottilien in Breslau in einer erschütternden Ansprache über den Priesterangel Südamerikas.

## **Schlesien und die Mission**

Das Riesenerzbistum Breslau, das bis zu den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts von der Ostsee bis zu den Beskiden, von Rügen bis zur alten ungarischen Grenze reichte, hat für die katholische Diaspora viel geleistet, insbesondere auch über das Diözesangebiet hinaus für die Seelsorge an Wanderarbeitern im Deutschen Reich. Es waren nicht nur katholische Landarbeiter aus Oberschlesien, Westpreußen und Posen, sondern auch aus Galizien und Russisch-Polen, unter ihnen auch Unierte des byzantinischen Ritus, für die von Breslau im Einvernehmen mit den Erzbischöfen von Lemberg Seelsorger für die Ruthenen bestellt wurden und 1912 eine sieben Punkte umfassende kirchenrechtliche Regelung veröffentlicht wurde.

Verantwortung zeigte die schlesische Kirche aber auch stets für die Belange der Mission, so dass wir Schlesier als Glaubensboten in aller Welt finden. Mission war Erbe und Auftrag der Diözese seit ihrer Gründung, denn der erste Bischof Johannes musste harten Missionsdienst leisten, der wie in der Nachbardiözese Prag immer wieder durch heidnische Reaktionen erschwert wurde. Die lange Zugehörigkeit zu Polen brachte es mit sich, dass Schlesier in vielen Gebieten der ganzen Polonia wirkten, vor allem seit die Bettelorden des 13. Jahrhunderts Eingang fanden.

So trägt der aus Groß-Stein im Herzogtum Oppeln stammende hl. Hyazinth den Titel eines Slawenapostels. Bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts war er der einzige aus dem Bistum Breslau gebürtige schlesische Heilige. Er gründete nicht nur die Dominikanerkonvente in Krakau und Danzig, sondern auch in Kiew, wo er noch heute von den lateinischen Katholiken als Patron der Stadt verehrt wird. Auf ihn geht die dominikanische Ordensprovinz Polonia zurück, die sich von Böhmen und Mähren bis Russland und dem Preußenland ausdehnte und deren Gründung auf dem Generalkapitel 1228 beschlossen wurde. Hyazinth wirkte als Missionar in Preußen ebenso wie in der Ukraine und in Südrussland, das ja Durchgangsland für die Missionare nach Zentralasien war.

### **Schlesier im Orient**

Mit nichtkatholischen Ostchristen und Nichtchristen kamen Schlesier nicht nur im Osten und Nordosten Polens in Berührung, sondern auch im Orient. Seit den Kreuzzügen finden wir Schlesier auch im Heiligen Land und im ganzen Nahen Osten. Zwischen dem ersten und zweiten Kreuzzug, und zwar vor dem Jahre 1139 pilgerte bereits der Priester Otto von der Breslauer Michaeliskirche zu den heiligen Stätten, der erste uns bekannte schlesische Jerusalempilger.

Das Muttergottesbild aus Zedernholz über dem Hochaltar der Paulskirche in Glatz soll ein Kreuzfahrer aus dem Orient gebracht haben. 1353 macht Herzog Heinrich von Sagan und Glogau eine Palästinafahrt, und ein Jahr darauf erlaubt am 15. April 1354 Papst Innozenz VI. dem Herzog Bolko, mit 40 Begleitern Jerusalem zu besuchen.

Herzog Heinrich II. von Liegnitz bricht 1507 mit geistlichen und weltlichen Herren zur Pilgerfahrt auf. Die Jerusalemkapelle in Schweidnitz erinnert an diese Fahrt. Ebenso zeigen die Heiligen Gräber in Liegnitz und Sagan und die Ölberge in Görlitz und Oswitz bei Breslau, wie sehr die Heimat Jesu im Bewusstsein des schlesischen Volkes lebendig war.

In dieser Zeit des Barocks sind Schlesier nicht nur als Pilger im Orient, sondern auch als Missionare unter Türken und Tataren. Einer von ihnen, P. Dominikus Germanus aus Schurgast (1588-1670), trägt in der franziskanischen Missionsgeschichte den Beinamen „de Silesia“.

Im 19. Jahrhundert haben im Heiligen Land „schlesische Priester, z. B. Hermann Schwarzer, Albert Bittner, Stanislaus Kraus sehr segensreich gewirkt, doch hat sich keiner unserer schlesischen Landsleute ein solches Anrecht auf die dauernde Erinnerung erworben wie der durch seine deutschen katholischen Gründungen in Palästina und Ägypten hochverdiente P. Ladislaus Schneider“, den sein Biograph Alfons Novak den „schlesischen Pionier im Heiligen Land“ nennt. Der 1833 in Rosnochau bei Oberglogau Geborene und auf den Namen Eduard Getaufte trat 1860 als Priester in den Franziskanerorden ein, nachdem er im Sommer des gleichen Jahres nach Jerusalem gepilgert war. Er führte den „Kölner Verein vom Heiligen Lande“ in Schlesien ein, verbreitete die Kongregation der Mägde Mariens in seiner Heimat und wurde während des Kulturkampfes 1875 nach Jerusalem gesandt, um für den Kölner Heiligland-Verein zu arbeiten. Im biblischen Emmaus erwarb er den ersten katholischen Grundbesitz, später auch in Jerusalem vor dem Jaffa-Tor, wo 1877 mit dem Bau des ersten katholischen Hospizes begonnen wurde. Dass er diese Gründung nicht dem Schutz des französischen Konsulates, welches das Patronat für alle Katholiken des lateinischen Ritus hatte, unterstellte, sondern dem deutschen Konsul in Jerusalem, brachte seine Versetzung nach Alexandria. Hier eröffnete er 1883 die erste katholische Schule in Ägypten, für die er die Borromäerinnen aus Teschen gewann, darunter seine leibliche Schwester M. Katharina. Später folgten Schwestern aus Trebnitz. Sie übernahmen auch Krankenpflege und Betreuung von Altenheimen in und bei Jerusalem, in Kairo, Haifa und Beirut. Schon 1894 konnte deshalb ein eigener orientalischer Ordenszweig der deutschen Borromäerinnenkongregation mit Mutter Katharina als Provinzialoberin errichtet werden. 1887 kehrte P. Schneider nach Schlesien zurück, nachdem das Kulturkampfgesetz gefallen war, das ihm die Wirksamkeit in der Heimat unmöglich gemacht hatte. 1898 erhielt er den Roten Adlerorden von Kaiser Wilhelm II., der auf seiner Palästina-reise erstaunt war über das Vorhandensein deutscher katholischer Krankenhäuser und Schulen und vom deutschen Konsul und den Borromäerinnen mehrfach über den Gründer dieser Einrichtungen informiert war.

### **Jesuitenmissionare des 17. und 18. Jahrhunderts**

Eine Sternstunde schlesischer Missionstätigkeit ist die Jesuitenmission des 17. und 18. Jahrhunderts. Damals setzte aus Böhmen, Mähren und Schlesien eine wahre Welle von Bittgesuchen in die Mission ein, die uns heute im Römischen Zentralarchiv der Gesellschaft Jesu zugänglich sind. Es sind diese 500 erhaltenen Briefe in Rom ein beredtes Zeugnis großherziger Männer aus allen Heimatkreisen Schlesiens. Ludger Müller hat im Rahmen eines Kardinal-Bertram-Stipendiums von damals 38 in Übersee arbeitenden schlesischen

Jesuitenmissionaren sechs exemplarisch behandelt und vorgestellt, die anderen 32 im Anhang aufgelistet. Die sechs von Müller behandelten Schlesier sind

Florian Paucke (1719-1779) aus Winzig, tätig in Paraguay;  
Heinrich Peschke (1672-1729) aus Glatz, tätig in Paraguay;  
Franz Wolff (1707-1767) aus Landeck, tätig in Brasilien;  
Johannes Tilpe (1644-1710) aus Neisse, tätig auf den Marianen;  
Florian Bahr (1706-1771) aus Falkenberg/OS., tätig in China;  
Johannes Hoppe (1708-1783) aus Schweidnitz, tätig in Indochina.

Ihre Namen zählen zu den Großen der Mission jener Zeit. Briefe von Ihnen sind erhalten und bereits zu Lebzeiten gedruckt worden. Das Wirken dieser Männer ist in verschiedenen Bereichen gewürdigt worden, so etwa, wenn in dem Buch von Renée Gicklhorn „Missionsapotheker“ (Eutin 1953) fünf der acht Persönlichkeiten, die sie in ihrem Werk vorstellt, aus der böhmischen Jesuitenprovinz sind.

Von den fünf Mitgliedern der böhmischen Provinz stammten Heinrich Peschke und Florian Paucke aus Schlesien. „Peschke wird in Argentinien als Begründer der rioplatensischen Medizin angesehen“, schreibt Gicklhorn. Paucke ist zwar vor allem wegen seines ethnografischen Werkes bedeutsam, aber er „hat auch die Tier- und Pflanzenwelt des Landes beschrieben, ausführlich die Wirkung der Kräuter behandelt und deren spanische und volkstümliche Namen in der Indianersprache angegeben“. Paucke gehört zu jenen All-round-Männern, durch die im „Jesuitenstaat“ Paraguay die Indianer in den Reduktionen sesshaft gemacht wurden. Wir wissen von Paucke, dass er selbst Messen und Vespers komponierte und ein eigenes Jugendorchester samt Chor in der Reduktion führte. Er war nicht nur selber ein großer Musiker und Komponist, sondern baute selbst Orgeln mit fünf Registern, für die ihm die Stadt Santa Fe 800 harte Taler anbot.

„Den Anteil der Schlesier am Missionswerk der wiederhergestellten Gesellschaft Jesu zu beschreiben ist fast unmöglich“, stellt H. Hoffmann bereits 1939 fest. Als 1877 die Jesuiten die Mission am oberen Sambesi übernahmen, war der im ober-schlesischen Neustadt geborene Karl Wehl einer der ersten Missionare in diesem Gebiet. Durch Briefe an seine beiden Schwestern beim Deutschen Orden in Troppau wissen wir von seiner Arbeit im Reiche des Häuptlings Umsila beim Stamm der Abagesen, von Gefangenschaft und Todesgefahr.

Nach China ging der aus Weicherau stammende P. Albert Tschepe, der als Missionar in Shanghai wirkte und als geachteter Sinologe 1912 in Thong-Wing starb.

Damals war die von den Steyler Missionaren (SVD) geführte Niederlassung Heiligkreuz bei Neisse das erste Missionshaus auf deutschem Boden. Das Deutsche Reich hatte damals seine ersten Kolonien erworben und Papst Leo XIII. hatte anlässlich einer Audienz

den Gründer des Steyler Missionswerkes P. Arnold Janssen gefragt, ob die Gesellschaft des Göttlichen Wortes nicht ein deutsches Kolonialgebiet als Mission übernehmen und ein Missionshaus in Deutschland gründen könne. Die Entscheidung fiel in Deutschland für Schlesien und in der Mission für Shantung in China aus, wo Deutschland Tsingtau als Schutzgebiet erworben hatte. In Heiligkreuz wurden nicht nur später berühmt gewordene Missionare aus Schlesien herangezogen, sondern traten auch aus ganz Deutschland, ja Mitteleuropa junge Männer ein, die später als Steyler Patres in die Mission gingen und Bedeutendes leisteten.

### **Die schlesische Frau in der Mission**

Im 19. Jahrhundert trat auch zunehmend die schlesische Frau in den Dienst der Weltmission. Nicht nur die Borromäerinnen im Orient, sondern auch andere, in Schlesien entstandene Kongregationen leisteten ihren Beitrag für die Weltkirche im Ausland, ja auch in Übersee. Die 1842 in Neisse gegründeten Grauen Schwestern von der Heiligen Elisabeth waren bereits 1864 im Krieg gegen Dänemark außerhalb Schlesiens und außerhalb der Diözese tätig, seit 1880 auch in Schweden und Norwegen und später in Italien sowie in den USA, aber auch in Polen, der Tschechoslowakei, in Litauen, Dänemark, Lettland, Estland und Palästina. Sie führten Kliniken und Pilgerheime, Mädchenhospize, Priesterhäuser und Konvikte und betreuten die Nuntiatoren in Kaunas, Riga und Reval.

Die Mägde Mariens von der Unbefleckten Empfängnis mit dem Mutterhaus St. Klara-Stift im oberschlesischen Leschnitz hatten von ihrem Gründer Edmund Ritter von Bojanowski, dem „polnischen Vinzenz von Paul“, 1850 die Aufgabe erhalten, Dienstboten und ländliche Arbeiterinnen auszubilden sowie Waisen- und Krankenpflege zu üben. Auch sie breiteten sich bald nach Galizien, das übrige Polen, ja bis London (1870) aus. 1859 entstanden durch den späteren Breslauer Domherren Msgr. Robert Spiske die Hedwigschwestern mit dem Mutterhaus in der Breslauer Hirschstraße. 1930 hatte die Deutsche Provinz Häuser in den Bistümern Prag, Meißen und Berlin, aber es gab auch Provinzhäuser in Südmähren, Polen und Dänemark. Die Marienschwestern, genauer „Armen Schwestern von der allerseligsten und unbefleckten Jungfrau Maria“, 1863 von Kurat Johannes Schneider, dem späteren Pfarrer von St. Matthias in Breslau gegründet, breiteten sich ebenfalls rasch aus.

### **Schlesische Missionare und Missionswissenschaftler des 20. Jahrhunderts.**

Schlesien schenkte der Weltkirche aber nicht nur Missionare, sondern auch große Missionswissenschaftler des 20. Jahrhunderts. In China seien als Missionare Franz Biallas (1878-1936), für Indonesien Paul Arndt (1836-1962) genannt, für die Religionswissenschaft

Martin Gusinde (1886-1969) und Paul Schebesta (1887-1967) sowie für Indien Georg Proksch (1904-1986), der manchen Älteren noch durch die Auftritte liturgischer Tanzgruppen beim Eucharistischen Weltkongress 1960 in München in Erinnerung ist.

Franz Biallas stammte aus Schwirz im Kreis Ramslau, wo er am 15. November 1878 geboren wurde. Nach der Schulentlassung unterrichtete ihn sein Pfarrer in Latein, ehe er im neugegründeten Missionshaus Heiligkreuz 1893 Aufnahme fand und 1900 in die Gesellschaft vom Göttlichen Wort eintrat. Als Priester lehrte er im Missionshaus St. Wendel, studierte dann in Leipzig Sinologie, ehe er nach dem Ersten Weltkrieg nach China, und zwar nach Yenchowfu, die Heimat des Konfuzius, geschickt wurde. In Shanghai arbeitete er in der Missionsprokur und sichtete das Material für sein Buch *Konfuzius und sein Kult*. 1927 wurde er Mitglied der „Royal Asiatic Society“ und kurz darauf als einer der ersten Steyler Patres Professor an der Katholischen Universität Peking. Auf ihn geht die Gründung der Zeitschrift *Monumenta Serica* zurück, er regte die Herausgabe einer katholischen *Chinesischen Enzyklopädie* an, doch riss ihn schon am 28. Mai 1936 in Peking der Tod aus seiner Arbeit. Er ruht auf dem Friedhof Chala in Peking.

Paul Arndt wurde am 10. Januar 1886 im ober-schlesischen Deutsch-Rasselwitz geboren und auf seine Bitte hin als 14-Jähriger im Missionshaus Heiligkreuz aufgenommen. 1908 trat er bei den Steylern ein und wurde nach der Priesterweihe zunächst in Togo eingesetzt, dann aber im Ersten Weltkrieg interniert und nach Europa zurückgebracht. Bis 1923 unterrichtete er in Steyl un Neisse, ehe er in die indonesische Mission nach Flores gesandt wurde. Hier widmete er sich nach Spezialstudien der Feldforschung unter den verschiedenen Stämmen und Völkerschaften auf Flores und den benachbarten Inseln Adomare und Sumabawa. Im Zweiten Weltkrieg erlitt er ein zweites Mal, das Schicksal der Internierung, als ihn die Engländer nach Indien deportierten. Erst 1948 konnte er nach Indonesien zurückkehren und seine Forscherarbeit in enger Verbindung mit der Mission weiterführen. P. Wilhelm Schmidt, der Pionier Steyler Missionsforschung, sah in dieser Arbeitsweise ein Ideal für die Mission, „ein System, das sowohl der Mission als auch der Wissenschaft ausgezeichnete Dienste leistet“. P. Arndt ritt oft stundenlang durch unwegsames Gelände, um in priesterlosen Gemeinde Hunderte von Beichten zu hören, fand aber auch Zeit für seine wissenschaftlichen Arbeiten wie das Wörterbuch der Ngadha-Sprache oder seine Studien über die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Volkes. Am 20. November 1962 starb er in Mataloko auf Flores, wo er auch begraben liegt.

P. Martin Gusinde, der am 29. Oktober 1886 in Breslau geboren wurde, sagt von sich: „Von Haus aus bin ich Biologe, habe viel in

physischer Anthropologie gearbeitet, aber die Hauptstärke liegt in der ethnologischen Feldforschung.“ Nach der Priesterweihe 1911 in St. Gabriel in Mödling bei Wien war er von 1912 bis 1918 Lehrer in der chilenischen Hauptstadt Santiago, unternahm dann vier ausgedehnte Feuerland-Expeditionen und widmete sich in der Folgezeit ganz seiner Forschungstätigkeit und seinen zahlreichen Veröffentlichungen. Außer zu den Stämmen der Selknam, Yamana und Halakwulup führten ihn Forschungsreisen zu den Pygmäen in Zaire und Rwanda, zu den Buschmännern in der Kalahari-Wüste, zu den Yupa-Indios im Grenzland von Kolumbien und Venezuela und zu Negrito-Gruppen auf den Philippinen und verschiedenen Stämmen Neuguineas. Er lehrte an der Katholischen Universität in Washington und in Nagoya (Japan). Er starb am 18. Oktober 1969 in St. Gabriel.

Auch Paul Schebesta reiste als Missionar und Missionswissenschaftler durch viele Teile der Welt. Er wurde am 20. März 1887 in Groß-Peterwitz im Kreis Ratibor geboren und am 29. September 1911 als Steyler zum Priester geweiht. Als Missionar wirkte er bis 1916 in Mozambique, dann redigierte er die Zeitschrift „Anthropos“ und wurde zu weiteren Studien freigestellt. Nach einer Expedition zu den Semang auf der Halbinsel Malakka promovierte er 1926 in Völkerkunde und Ägyptologie an der Universität Wien. Ausgedehnte und ertragreiche Forschungsreisen führten ihn zu den zentralafrikanischen Pygmäen, auf die Philippinen und erneut nach Malakka. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es erneut die Pygmäen des Kongo, deren religiöse Vorstellungen er erforschte. Er „erfreute sich als Pionier der Völkerkunde und Afrikamissionar großer Wertschätzung. Seine anthropologischen Forschungsergebnisse sind international anerkannt“ heißt es von ihm, der auch als „Baba wa Bambuti“ und Vater der Pygmäen Appelle zur Rettung dieser und anderer Naturvölker an die Weltöffentlichkeit richtete. Lang ist die Liste seiner oft mehrbändigen Werke wie „Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri“ und „Die Negrito Asiens“, der populären Reiseberichte und der wissenschaftlichen Aufsätze, die nicht nur in deutscher, sondern auch englischer, französischer und tschechischer Sprache erschienen sind. P. Schebesta war nicht nur Mitglied des Anthropos-Institutes, sondern auch korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Honorary Fellow of the Royal Anthropological Institute in London, der Afrikanischen Linguistischen Gesellschaft in Brüssel sowie anderer Institutionen. Er erhielt viele internationale Auszeichnungen. Am 17. September 1967 ging er in Mödling heim zu seinem Herrn, dessen Verehrung bei den Naturvölkern er sein Lebensziel gewidmet hatte.

Als 1960 der Eucharistische Weltkongress die Weltkirche nach München zusammenführte, war auch Schlesien an allen Kongress-



tagen präsent. So feierten die Breslauer Katholiken am 6. August eine Gemeinschaftsmesse im Studienkolleg der Steyler Missionare, die der letzte Neupriester der Pfarrei Breslau-St. Josef zelebrierte. Die Glatzer Katholiken trafen sich mit ihrem Heimatordinarius, Apostolischen Pronotar Dr. Franz Monse, in der Pfarrei St. Achaz zum Gottesdienst und zu einer Glaubenskundgebung. Das Heimatwerk Schlesischer Katholiken veranstaltete an drei Kongresstagen Sondergottesdienste in der Kirche St. Andreas, welche die Menge der Gläubigen nicht fassen konnte, so dass der in Brasilien tätige schlesische Bischof Anselm Pietrulla einen Parallelgottesdienst im Freien hielt.

In Veranstaltungen zum Thema Weltkirche waren ebenfalls Schlesier beteiligt, sogar als indische Tänzerinnen die Tradition des heiligen Tanzes für die vielen Besucher einbrachten. Für den Kongress in München war in Indien ein eigenes liturgisches Wehspiel verfasst worden: *Die Frucht des Todes und das Brot des Lebens*. Geschaffen, geschrieben und inszeniert hatte es aber der Schlesier Georg Proksch SVD (1904-1986), der *Guru von Adheri*. In Schechowitz im Kreis Gleiwitz geboren, trat Proksch bei den Steyler Missionaren ein, wurde 1932 nach Indien geschickt, wo er sich völlig in die Welt Indiens einlebte und uns in München ein Stück Weltkirche näherbrachte.

Von den Indern wurde er Gyan Prakash Sharman genannt. Er gründete 1955 den Gyan-Ashram in Bombay und sammelte künstlerisch begabte Menschen, mit denen er in Musik und Tanz, den vollendetsten Formen indischer Gottesverehrung die christliche Botschaft nahe bringen wollte. In manchem war er seiner Zeit voraus, deshalb nannte ihn ein indischer Kirchenmann einen Moses. Er war ein Moses der Inkulturation, stark geprägt von seinen ersten spirituellen Eindrücken und Erlebnissen in Indien, beeinflusst von der Person Gandhis und der Begegnung mit ihm. Auf dem Marianischen National-Kongress 1954 in Bombay hatte P. Proksch erste Erfolge, als 30.000 Menschen sein Mariendrama sahen, das in Hindi aufgeführt wurde, „ein historischer Durchbruch in der Kirchengeschichte Indiens“. Messkompositionen in Hindi und Wehspiele in Sanskrit gehören ebenso zu seinem Werk. Wie auf dem Eucharistischen Weltkongress in München führte er auf dem Weltkongress in Bombay ein eigenes Eucharistisches Tanz-Wehspiel auf *Keine größere Liebe*, diesmal in Gegenwart von Papst Paul VI., dem später weitere Marienwehspiele, aber auch solche zu Ehren des hl. Franz von Assisi folgten. Eine tänzerische Gestaltung des Sonnengesangs des hl. Franz wurde bei einer Europa-Tournee 1982 im Dom von Augsburg uraufgeführt und auch in Rom Papst Johannes Paul II. vorgeführt. Als P. Proksch 1985 erkrankte und zur ärztlichen Versorgung nach Europa ging, war dies ohne dass er es wollte ein Abschied für immer. Er starb am 30. Mai 1986 in einem Wiener Krankenhaus.

Abschließend sei noch eines Schlesiens gedacht, den man als „Feuerwehrmann Gottes“ bezeichnete und dessen Lebensziel und Aufgabe die weltweite Caritas war: Carlo Bayer.

Als Karl Bayer am 13. Februar 1915 in Oberingkm im Kreis Trebnitz in einfachsten Verhältnissen geboren, studierte er seit 1934 im römischen Germanicum und wurde 1940 in Rom zum Priester geweiht. Den Krieg verbringt der Sprachbegabte als Dolmetscher, dann arbeitet er für deutsche Kriegsgefangene in Italien und in der deutschen Abteilung der päpstlichen Caritas. Die Leitung des deutschsprachigen Pilgerbüros im Heiligen Jahr 1950 zeigt sein Organisationstalent, so dass er Generalsekretär der Caritas Internationalis wird. Unermüdlich bereist er die Krisenherde der Welt und hilft oft auf undiplomatische Art. Dies wird ihm beim Biafra-Konflikt zum Verhängnis, als er in einer ökumenisch beispiellosen Situation Millionen von eingekesselten Biafranern vor dem Hungertod rettet. Das siegreiche Nigeria fordert aber 1970 seine Ablösung. Der Vatikan gab nach, und Carlo Bayer musste seinen Platz verlassen. Durch Vermittlung seines römischen Studienfreundes Kardinal Julius Döpfner wurde er Leiter des Europäischen Hilfsfonds in Wien wo er sich erneut als nimmermüder Arbeiter im Weinberg des Herrn der kirchlichen Hilfstätigkeit widmete. Er starb aber bereits 1977.

*Rudolf Grulich*

## **Eine slawische Minderheit in Deutschland**

### **Die Kirche stützt die Sorben in der Lausitz**

**M**it der EU-Osterweiterung umfasst die Europäische Union seit dem 1. Mai 2004 auch slawische Länder: Polen, Tschechien, die Slowakei und Slowenien, seit 2013 auch Kroatien. Slawische Minderheiten gibt es aber seit Gründung der EWG in der EU, denn im Gründungsmitgliedsländ Italien existiert auch eine slowenische und eine kleine kroatische Minderheit, ebenso in Österreich, dessen Kärntner Slowenen ebenso wie die Burgenländer Kroaten österreichische Staatsbürger slawischer Muttersprache sind.

Seit der deutschen Wiedervereinigung leben auch die Sorben als slawische Minderheit in der Europäischen Union. In der Lausitz hat vor allem die Katholische Kirche beigetragen, das Sorbische zu bewahren. Neben dem Eichsfeld ist die Lausitz das einzige Gebiet der ehemaligen DDR, das sich seit der Reformation als katholische Landschaft erhalten konnte. Nationale und religiöse Faktoren haben dazu beigetragen. Sorbisches Volkstum und katholischer Glaube sind eine Symbiose eingegangen, die nach 1945 auch im Sozialismus weiterbestand, da die Kirche als Wahrerin der Identität bei den katho-

lischen Sorben seit dem 14. Jahrhundert eine lange Tradition hat. In der Reformation wandte sich zwar ein Großteil der Sorben dem Luthertum zu, doch das Gebiet um Bautzen blieb katholisch. Beide Konfessionen pflegten in den folgenden Jahrhunderten die sorbische Sprache, allerdings in zwei Varianten: Das Niedersorbische, als die protestantische sorbische Schriftsprache, wurde nach einer dem Deutschen und Polnischen angenäherten Rechtschreibung geschrieben, während sich die Katholiken, deren Sprache auf dem westlichen ober-sorbischen Dialekt fußte, an die tschechische Orthographie hielten.

Für diese Katholiken war das **Sorbische (Wendische) Seminar** Prag von großer Bedeutung, das 1706 auf der Grundlage einer Stiftung der sorbischen Brüder Šiman auf der Kleinseite gegründet wurde, um sorbischen Priesternachwuchs auszubilden.

Es bestand bis 1922, als es verkauft wurde und die 1921 neugegründete Diözese Meißen die Priesterausbildung in der Diözese selbst durchführte. In der Zeit des Nationalsozialismus litten katholische Kirche und Sorbentum schwer. Wie alle sorbischen Publikationen wurde auch das Kirchenblatt *Katolski Posol* liquidiert. Seit 1940 wurden sorbische Geistliche aus der Lausitz versetzt, einige auch inhaftiert und in Konzentrationslager gebracht.

Auf 15 000 Seelen schätzt man heute die Zahl der sorbischen Katholiken, die im Bistum Dresden-Meißen ein ziemlich geschlossenes Gebiet in der Nähe von Bautzen besiedeln. In den Pfarrgemeinden Bautzen, Radibor, Sdier, Wittichenau, Raltitz, Nebelschütz, Ostro, Storcha und Crostwitz wird regelmäßig täglich sorbischer Gottesdienst gefeiert, in Kamenz und Schirgiswalde gibt es außerdem eine Minderheit katholischer Sorben. Eine Arbeitsgemeinschaft katholischer sorbischer Geistlicher hatte bereits seit 1950 die notwendigsten liturgischen Texte ins Sorbische übertragen, doch der eigentliche Durchbruch kam erst nach dem 2. Vatikanischen Konzil, als Bischof Spülbeck von Rom als Auctoritas territorialis für die Sorben bestätigt wurde und in dieser Eigenschaft liturgische Texte für die Katholiken sorbischer Muttersprache ausprobieren konnte.

Für die sorbische Seelsorge besteht heute innerhalb des Bischöflichen Ordinariates in Dresden ein eigenes Referat. Etwa 20 Priester im Bistum sind sorbischer Abstammung. Vierzehntägig erscheint die Katholische Kirchenzeitung *Katolski Posol*, die bei einem Umfang von acht Seiten eine Auflage von 2600 Exemplaren hat. Da sie bereits 1863 gegründet wurde und (mit einer Unterbrechung im Dritten Reich) seitdem regelmäßig erscheint, gehört sie zu den ältesten bestehenden Kirchenblättern Mitteleuropas überhaupt. Für den Religionsunterricht wurden Bücher in Sorbisch veröffentlicht, außerdem ein Gebetbuch und Ausgaben der Bücher des Alten und Neuen Testaments. Die liturgischen Texte für den Gottesdienst waren wegen der geringen

Anzahl der benötigten Exemplare oft nur hektographiert erschienen, so die Messe, die neuen Hochgebete und alle bisher für den deutschen Sprachraum erschienenen liturgischen Texte. Nach der Wende ist das Missale auch im Druck erschienen.

Im Millenniumsjahr 2000 haben die Sorben den Slawenaposteln und Europapatronen Cyrill und Method bei Schmochtitz ein Denkmal errichtet. In der Pfarrkirche zu Storcha ist ihnen auch ein Altar geweiht.

*Rudolf Grulich*

## **Ein neuer sudetendeutscher Seliger: Der Engel von Dachau wird selig gesprochen**

**A**m 24. September wird der Marianhiller P. Engelmar in Würzburg selig gesprochen, wo seine Asche ruht. Am 1. März 1911 in Greifendorf bei Zwittau geboren, wurde er auf den Namen Hubert getauft. Der Vater starb 1916 in russischer Kriegsgefangenschaft, so dass die Mutter den Bauernhof bewirtschaftete, den Hubert einmal übernehmen sollte. Nach Abschluss der Volksschule ging Hubert ein Jahr zu einem tschechischen Bauern bei Brünn, um seine Tschechischkenntnisse zu verbessern. Zurückgekehrt half er der Mutter in der Landwirtschaft. Als 17-jähriger spürte er den Wunsch, Priester zu werden. Als Spätberufener kam er 1928 Reimlingen zu den Marianhillern, legte 1934 die Reifeprüfung ab und trat, ins Noviziat ein, wo er als Frater den Namen Engelmat erhielt. Sein Wunsch war, später in Afrika als Missionar tätig zu sein. Nach dem Noviziat studierte Fr. Engelmar in Würzburg, legte am 1. Mai 1938 die ewigen Gelübde ab und empfing am 6. August 1939 die Priesterweihe. Eine Aussendung in die Mission erlaubten die Nationalsozialisten nicht mehr. In der Zwischenzeit war P. Engelmars Heimat, das Sudetenland, an das deutsche Reich angeschlossen. Nach einem Pastoraljahr kam P. Engelmar im Sommer 1940 nach Riedegg in Oberösterreich. Da für einen Teil des Böhmerwaldes der Bischof von Linz die Seelsorge übernommen hatte, wurde P. Engelmar Pfarrprovisor in Glöckelberg. Von Anfang an wurde Pater Engelmar von der Gestapo bespitzelt, ehe er am 21. April 1941 verhaftet, zunächst nach Linz und am 3. Juni 1941 ins Konzentrationslager Dachau gebracht wurde. Über die Ursache der Verhaftung gibt es keine Klarheit. Hitler-Jungen sollen ihn angezeigt haben, nach anderen Angaben ein SA-Mann, der eine Christkönigpredigt als Angriff gegen Hitler deutete. P. Engelmar war schon vor seiner Verhaftung einmal zur Gestapo vorgeladen worden.

Im Block 26 des Konzentrationslagers reifte der junge Pater zum „Engel von Dachau“. P. Engelmar lernte Russisch, was ihm leicht

fiel, da er bereits gut Tschechisch sprach. Er tat dies, um den besonders bedrängten russischen Gefangenen zu helfen. Bis zum Ende des Jahres 1944 arbeitete P. Engelmar für die gefangenen Russen, für die er auch religiöse Texte abschrieb und verteilte. Ihnen galt auch sein Lebensopfer, als Mitte Dezember 1944 Flecktyphus festgestellt wurde, von dem immer mehr Menschen erfasst wurden. Täglich gab es 100 Tote. In dieser Situation besann sich die Lagerleitung auf die Priester und forderte 20 Freiwillige als Pfleger. 27 meldeten sich, zehn Deutsche und zehn Polen wurden ausgewählt, unter ihnen P. Engelmar. Nur zwei von ihnen sind mit dem Leben davongekommen.



All die Berichte über das Leben und Wirken von P. Engelmar zeugen von opferbereitem Einsatz ohne Rücksicht auf sich selbst, von grenzenloser Liebe, von einer wahrhaft priesterlichen Opferseele, der Typhusblock in Dachau wurde seine letzte Pfarrgemeinde.

Es kam, was vorauszusehen war: Um den 20. Februar stellte ein Mithelfer in der Seuchenbaracke fest, dass auch P. Engelmar angesteckt war. Aber auch jetzt schonte er sich nicht, sondern setzte sich mit ganzer Kraft für die anderen ein. „Zur Rettung der Seelen würde ich weiter Verbannung und alles andere ertragen“, das war eines seiner letzten Worte. Am 2. März 1945 starb er.

Durch die Vermittlung von Priesterfreunden wurde beim Kapo des Krematoriums erreicht, dass die Leiche von P. Engelmar einzeln in einer Nachtaktion verbrannt wurde, die Asche konnte gerettet werden. Man füllte die Asche in ein Säckchen (darin hatte ihm seine Mutter Lebensmittel geschickt), schrieb mit Tusche darauf: *Vera cinera beati in Domino defuncti P. Unzeitig*, legte es in ein Holzkästchen und übergab es an Leo Pfanzer, den Leiter der Dachauer Baywa-Filiale, der es kurze Zeit bei sich aufbewahrte und dann persönlich nach Würzburg in das Kloster der Mariannahiller brachte. Das war eine der mutig-riskanten Hilfen, die Herr Pfanzer Jahre hindurch leistete.

1968 wurde die Asche in die Marianhiller Herz-Jesu-Kirche in Würzburg überbracht, in die Kirche, in der er 1939 die Priesterweihe empfangen hatte. Mehr erfahren Sie von dem neuen Seligen in dem Buch *Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel*. Siehe unsere Bücherangebot auf Seite 32.

*Angelika Steinhauer*

# Im Mährisch Schönberger Museum

## Ausstellung über die Erneuerung des Heidebrunnels

**N**och während der letzten Monate des Krieges habe ich mit meinen Eltern und meinem Bruder Heinz im Sommer 1944 eine Wallfahrt zur Kapelle am Heidebrünnel unter dem Roten Berg gemacht. Durch Blitzschlag brannte sie im Mai 1946 ab. Das Heidebrünnel wurde zum Symbol für die verlorene Heimat und in kaum einem Haushalt der Vertriebenen aus dem Altvaterland fehlte eine Fotografie des Heidebrunnels (Vřesová studánka). Nicht wenige dieser Bilder landen heute leider bei Haushaltsauflösungen der Erlebnisgeneration im Ramsch der Trödler oder bei der Sperrmüllabfuhr.



An die Wallfahrt 1944 kann sich der damals 3jährige Walter Exler nicht mehr erinnern. Erinnern kann er sich aber an das Frühjahr 1946 als sein Vater mit dem älteren Bruder eine Abschiedstour von Hermesdorf zum Altvater unternahm. Daran durfte ich aber nicht teilnehmen. „Dazu bist du noch zu klein! Das ist für dich zu anstrengend! Du warst doch schon mit uns am Heidebrünnel!“ So ähnlich muss es wohl mein Vater gesagt haben am Vorabend des Tages, als er mit meinem sechs Jahre älteren Bruder noch in der Dunkelheit zur Abschiedswanderung aufbrach. Es war für ihn ein Abschied für immer. Und ich trug es meinem Vater lange nach, dass er mich nicht mitgenommen hatte.

An diese Kindheitsgeschichte musste ich denken, als ich 70 Jahre später am 30. Oktober 2015 an der Eröffnung der Ausstellung mit der Zielsetzung „Erneuerung des Heidebrunnels“ teilnehmen durfte. Sie fand bis Januar 2016 in der „Galerie der Jugend“ im Schönberger Heimatmuseum statt. „Galerie der Jugend“, ein Zeichen der Hoffnung! Die Ausstellung nennt sich „Obnova Vřesove studánky 2015“ (Erneuerung des Heidebrunnels 2015).

Meine Frau, unser Enkel Miró Exler und ich waren sehr überrascht von dem Andrang der Menschen, der in den engen Räumen des Nebengebäudes des Museums herrschte. Und es war sehr wohltuend für uns leider nicht tschechisch sprechenden Menschen, auch deutsche Stimmen zu hören. Von nicht vertriebenen Deutschen, Gästen aus Deutschland und Tschechen, denen wir bei anderen Anlässen in Schönberg schon begegnet waren. Natürlich trafen wir auf die stellvertretende Vorsitzende der Landesversammlung der Deutschen in Böhmen und Mähren-Schlesien, Frau Erika Vosáhlo aus Schönberg und ihre Mutter Frau Inge Cäsar, die sich um das Leben der örtlichen deutschen Verbände kümmert. Stark vertreten war auch die Gesellschaft für Deutsch-Tschechische Verständigung durch ihren stellvertretenden Vorsitzenden, Bürgermeister und Senator Zdeněk Brosz, einem wichtigen Förderer des Projekts. Weitere Gesprächspartner aus dem Vorstand der Deutsch-Tschechischen Gesellschaft waren Vlasta Vitásková, Helena Zachová und Gerhard Wanitschek. Aus München war die außerordentlich aktive Heimatpflegerin der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Dr Zusana Finger, angereist und aus Olmütz kam der geistliche Beistand in Person des Generalvikars Monsignore Josef Nuzik. Auch der vielen Vertriebenen bekannte Bad Groß-Ullersdorfer Pfarrer Milan Palkovič war anwesend. Er arbeitet aktiv in der Tesstaler Bürgervereinigung zur Erneuerung des Kulturerbes mit. Vom Heimatkreis Mährisch Schönberg habe ich keinen offiziellen Vertreter wahrgenommen.

Die Ausstellung hatte der im letzten Jahr gegründete, gemeinnützige Verein für die Erneuerung des Wallfahrtsortes Heidebrünnel vorbereitet. Vereinzelt Versuche waren seit der Wende 1990 unternommen worden, die Kapelle am Heidebrünnel wieder aufzubauen. Zuletzt im Jahre 2006 von der Gemeinde Wiesenberg (Loučná), der Partnergemeinde der Stadt Linden bei Gießen, in der auch ich, meine Eltern und mein Bruder nach der Vertreibung Aufnahme gefunden hatten. Doch alle Ansätze der Erneuerung der Kapelle unter dem Roten Berg scheiterten letzten Endes am fehlenden Kapital und an den Einsprüchen zweier Familien aus Freudenthal, die mit einer Unterschriftenaktion das Projekt aus Naturschutzgründen zu Fall brachten, ehe es überhaupt ernsthaft begonnen werden konnte. Auch heute sind die Einwände der Naturschützer noch immer nicht ganz überwunden. Zu einer grundsätzlichen Wende kam es 2014 durch eine Gemeinschaft von Künstlern und Technikern, die eine komplett ausgearbeitete Lösung vorlegen konnten. Auf Initiative des Mäzens Dr. Pavel Holubář und anderer gründete sich ein gemeinnütziger Verein zur Erneuerung des Heidebrunnels. Pavel Holubář, ein Fabrikant aus Schönberg, wurde Vorsitzender des Vereins, und es begann eine aktive Öffentlichkeitsarbeit, auch in den zwei Kammern des

Prager Parlaments und des Europaparlaments. Daran hat besonders die Sudetendeutsche Landsmannschaft mit ihrem Sprecher Bernd Posselt regen Anteil. Ein Buch zur Geschichte und Gegenwart des Heidebrunnels des bekannten Historikers Drahomír Polach aus Brattersdorf wird im Dezember erscheinen.

Dr. Pavel Holubář eröffnete die Ausstellung, begrüßte die Gäste und gemeinsam mit einem Mitstreiter berichtete er über die bewegte Geschichte der Wallfahrtskapelle und der Berghütte. Die Erläuterung des Projektes nahm einen großen Teil der Reden ein. Der Olmützer Generalvikar Msgr. Josef Nuzik dankte den Akteuren, versicherte die Unterstützung der Diözese und ermunterte die tschechische Gesellschaft, den christlichen Glauben neu zu entdecken. Die Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, Dr. Zusana Finger führte am Rande intensive Gespräche mit dem Vereinsvorsitzenden Dr. Holubář und dem Schönberger Bürgermeister und Senator Zdeněk Broš.

Zahlreiche großformatige Bilder, Anschauungsstücke, Modelle und Texttafeln – auch in Deutsch – erinnern an die Vergangenheit, zeigen die Gegenwart und geben Hoffnung auf einen Neuanfang unter dem Roten Berg. Die Liebe der aus ihrer Heimat Vertriebenen zum Wallfahrtsort Heidebrünnel zeigt eine Fototafel mit den Nachbauten der Kapellen in Weilersheim (Fränkische Schweiz) und Kaisheim (Donauries). Mich hat besonders die Fotografie des Altarbildes der einstigen Kapelle mit dem am Kreuz hängenden Heiland fasziniert, aus dessen fünf Wunden das Blut für die Erlösung der Welt herausströmt (Durch seine Wunden sind wir geheilt“, Jes. 53.5.). Das Original des Bildes fand seit den Reformen Kaiser Josephs II., der die Kapelle schließen ließ (1788), lange Zeit Aufnahme an einem Seitenaltar in der Pfarrkirche von Bad Groß-Ullersdorf. Heute befindet es sich zur Restaurierung in Olmütz und wird vermutlich auch nicht mehr nach Ullersdorf zurückkommen.

Mahnend stand die Originalglocke des Wallfahrtskirchleins in einem Glaskasten. Sie war im Mai 1946 von der von einem Blitzschlag getroffenen Kapelle zunächst in die Bergbaude in Sicherheit gebracht worden. Wie mein Vater zuvor, hatten sich damals viele von der Abschiebung (Odsun) oder Ausweisung bedrohten Mährer und Schlesier zu einer Abschiedswallfahrt zum Heidebrünnel aufgemacht. Es müssen viele gewesen sein. Wallfahrten und Prozessionen außerhalb der Kirchengebäude waren ja während der Nazizeit verboten gewesen.

Die heilende Wirkung des Wassers aus dem Brünnlein, der Quelle, faszinierte unseren Enkel Miró. Der mit Fotografieren ausgelastete Viertklässler Miró stand lange vor der Tafel, die die Entstehung der Wallfahrten zum Heidebrünnel beschreibt. Er las still und berichtete mir gleich fasziniert von dieser Legende. Es war die Geschichte des



Jägers, des Hirsches, und der Familie des Jägers, die am Brunnlein Genesung fanden. Schon mein Vater hatte sie mir als Kind erzählt. Ich bin froh, dass durch die Ausstellung, diese Geschichte an die Generation meiner Enkel weitergegeben werden kann. Meine Familie wäre, wie viele Vertriebene und deren Nachkommen, gemeinsam mit den nicht vertriebenen Deutschen und mit jetzt dort lebenden Tschechen, sehr glücklich, wenn das Projekt der Erneuerung des Heidebrunnels bald Wirklichkeit werde und davon eine heilende Wirkung für Verständigung, Versöhnung und vielleicht auch Freundschaft ausginge.

*Walter Exler*

## **Die Pfarrkirche in Berg und der heilige Wenzel**

**N**eben dem Kloster der Augustinereremiten Stockau im Tal der Pivoň mit seiner frühgotischen Kirche (s. Heft 1-2015) gehört auch die Kirche von Berg zu den ersten frühgotischen Kirchenbauten im westlichen Böhmen ganz in der Nähe der Grenze zu Bayern.

Die auf einer markanten Anhöhe erbaute Wehrkirche bildet eine imposante Dominante der Landschaft zwischen Ronsperg – Poběžovice und Muttersdorf – Mutěnin. An den Seiten des Berges erstrecken sich die Anwesen des Dörfleins Berg – Hora Svatého Václava.

Die Siedlung Berg ist schon recht früh entstanden. 1239 wurde sie erstmals urkundlich erwähnt. Vom naheliegenden Ronsperg gibt es Urkunden erst aus dem 14. Jahrhundert. Die Kirche von Berg wurde wohl auf den Trümmern einer alten Burg erbaut und ist seit 1384 belegt. Schon zu dieser Zeit war sie Pfarrkirche. Sie gehörte zum Archidiakonat Bischofteinitz. In alten Schriften wurde die Ortschaft „Bergium“ genannt, auch „Mons Wenceslai“ (Wenzelsberg). Später hieß sie auch „Berg am Böhmerwald“ und tschechisch jetzt „Hora Svatého Václava“ (Berg des hl. Wenzel), denn die Kirche war von Anfang an dem heiligen Wenzel geweiht. Sie ist eine der frühen Wenzelskirchen, denn bis ins 13. Jahrhundert gab es in ganz Böhmen nur elf Kirchen mit dem Patrozinium des heiligen Wenzel.

Die im 14. Jahrhundert erbaute und im 15. Jahrhundert umgebaute gotische Kirche erhielt sich ihr ursprüngliches Aussehen, das nur unbedeutend von barocken Umgestaltungen im 17. Jahrhundert berührt wurde. Das Kirchenschiff ist mit barockem Gewölbe versehen. Das daran angeschlossene polygonale Presbyterium mit Strebe-pfeilern ist von einem Rippengewölbe überwölbt. An das Presbyterium schließt sich ein stattlicher Turm mittelalterlichen Ursprungs mit quadratischem Grundriss an, der einen geheimnisvollen unterirdischen Raum umschließt, der heute unzugänglich ist. Vor den Hussitenkriegen soll sich in unmittelbarer Nähe der Kirche eine Burg

befunden haben, für deren Existenz jedoch keine überzeugenden Beweise vorhanden sind.

Die Kirche, vom Friedhof umgeben, auf dem noch viele Grabsteine der ehemaligen deutschen Bewohner erhalten geblieben sind, wurde in der zweiten Hälfte der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts grundlegend renoviert. Finanzielle Unterstützung erhielt man sogar von Nachfahren von Vertriebenen, die aus Amerika zu den Kreistreffen nach Furth im Wald gekommen waren.

Fassadenerneuerung, Eindeckung des Zwiebelturms mit Blech und neue Bedachung wurden vor allem in den Jahren 1993 und 1997 ausgeführt. Insgesamt 511.000,- Kronen hat das Kreisamt Domažlice bezahlt, die übrigen Kosten bestritten die Gemeinde Poběžovice und die dortige Pfarrgemeinde, unterstützt von den deutschen Landsleuten.

Zur Pfarrgemeinde Berg gehörten Hoslau, Natschetin, Schieferau, Schilligkau, Trohutin und Zeisermühl. Heute haben diese einst rein deutschen Dörfer kaum noch dauerhafte Bevölkerung. Die meisten der noch existierenden Gebäude sind gut renovierte Ferienhäuser der Prager und Pilsner. In vielen dieser Orte finden wir moderne Pensionen z.T. mit Freizeitangeboten, wie Wandern und Reiten im „Naturparadies Böhmerwald“. Auch kapitale Böcke kann man in den herrlichen Wäldern schießen. Das hat mir vor einiger Zeit ein jagdbegeisterter ehemaliger Schüler erzählt.

Bis zur Gründung der Tschechoslowakischen Republik war hier der Vorname Wenzel recht verbreitet, wie man noch an unserer Großvätergeneration sehen kann.

An „Wenzeslai“ feierte man ein großes Fest: Schmierkuchen wurden gebacken und ein festliches Essen zubereitet, zu dem vor allem Verwandte kamen. Mit meinen Eltern, meine Mutter stammte aus Natschetin, war ich oft zum „Bacher Fest“ bei meiner Großmutter zu Gast. Der 28. September 1938 blieb mir besonders in Erinnerung, weil wir am Abend Schwierigkeiten hatten, nach Hause zu kommen. Die Straßen waren verbarriadiert mit Bäumen und quer gestellten Wagen, als Wache standen daneben Ronsperger Sozialdemokraten als Mitglieder der „Republikanischen Wehr“, da man einen Angriff Hitlers fürchtete. Über Schleichwege durch Gärten kamen wir dann heim.

*Franz Bauer*

Quelle: Zdeněk Vyšohlíd, Zdeněk Procházka: Was die Landschaft mit Leben erfüllt, Taus 2003

# Kirche und Minderheiten

## Seit dem Laterankonzil 1215 unterstützt die Kirche nationale Minderheiten

Auf einem Theologengespräch, das sich 1978 auf Initiative der Aackermannngemeinde in der katholischen Akademie Stuttgart-Hohenheim mit dem Thema „30 Jahre nach der Vertreibung“ befasste, stellte damals der Neutestamentler Otto Knoch fest: „Der Begriff des Volkes und der Nation macht uns Biblikern heute, nach dem Erwachen der Völker, größte Schwierigkeiten. Die Rolle der Familie hat die Kirche immer richtig gesehen. Sie ist aber nie fertig geworden mit dem Begriff der Nation. Mir scheint, dass der Begriff des Volkes vom Neutestamentlichen her und auch von der Theologie der Kirche als Universalkirche des Abendlandes nie ausreichend reflektiert worden ist.“ Knoch hatte im Großen und Ganzen recht, wenn man die bundesdeutsch-westeuropäische Ausgangslage seiner damaligen Betrachtung berücksichtigt. Doch vonseiten der Deutschen im Osten Europas ist darüber bereits manches geschrieben worden, wobei von katholischer Seite vor allem die Arbeiten von Theodor Grentrup und evangelischerseits die Monographie „Gott und die Völker“ von W. Gennrich zu erwähnen sind.

Ohne Übertreibung kann man sagen, dass heute die ethnischen Probleme immer noch das wichtigste Problem der Politik darstellen. Im 20. Jahrhundert gab es keinen Krieg, den nicht ungelöste Volksgruppen- und Minderheitenprobleme ausgelöst haben. Denken wir nur an die Balkankriege 1912/1913; die Schüsse von Sarajevo 1914 führen uns 80 Jahre später wieder nach Bosnien und in die Tragödie des Kosovo. Hitler missbrauchte ostdeutsche Volksgruppen, auch die Sudetendeutschen, und riss die Welt in den größten Krieg der Geschichte. Aber auch wenn wir die Kriege und Konflikte der Nachkriegszeit Revue passieren lassen, sind es ethnische Probleme, welche sie verursachten: Palästina, Kurdistan, Zypern, Ostpakistan-Bangladesh, Biafra. Und dort, wo es noch keinen Krieg, sondern „nur“ Bomben und Attentate gab, ist es ähnlich: ob das Baskenland oder Korsika – es waren ebenso ungelöste ethnische Probleme wie in Nordirland.

Die Wende im Osten nach 1989 hat zwar in Europa über ein Dutzend neuer Staaten durch den Zerfall Jugoslawiens, der Sowjetunion und der Tschechoslowakei entstehen lassen. Aber auch alle diese neuen Länder haben um Teil beträchtliche ethnische und sprachliche Minderheiten.

Wenn wir die Rolle der Kirche für die Erhaltung von Minderheiten betrachten, so können wir feststellen, dass wir schon vor 800 Jahren beim Vierten Laterankonzil eine Verordnung von Papst Innozenz III.

aus dem Jahre 1215 finden, in der die Seelsorge in der Muttersprache angeordnet wird: „Weil in vielen Gegenden innerhalb einer Stadt oder Diözese Völkerschaften verschiedener Sprache wohnen, die im Glauben eins sind, aber im Ritus und in den Gewohnheiten geteilt, so befehlen wir strenge, dass die Bischöfe solcher Städte und Diözesen geeignete Männer anstellen, die in den verschiedenen Sprachen und Riten den Gottesdienst feiern, die Sakramente der Kirche spenden und durch Wort und Beispiel die Leute belehren.“

Das Jahr 1215 ist in England das Jahr der *Magna Charta Libertatum*. Mit Recht kann man von dieser Verordnung des Vierten Lateranums als der katholischen *Magna Charta für die Volksgruppen* sprechen. In ihrer Arbeit „Die Kärntner Slowenen und die Kirche“ spricht Gertraud Putz von der „nachhaltigen Wirkung des Vierten Laterankonzils ... bis hinauf in unser Jahrhundert.“ Dass diese Verordnung des Jahres 1215 auch befolgt wurde, beweisen die Akten vieler Provinzkonzilien, in denen schon in den darauf folgenden Jahren die Vorschriften des Vierten Lateranums näher erläutert werden. Schon zwei Jahre nach dieser Anordnung des Konzils lesen wir in den Akten der Synode von Trier 1217 über die Taufe in der Volkssprache, dass diese deutsch oder französisch vollzogen wurde. Ebenso erlaubte die Diözese Canterbury die englische und französische Sprache. Die päpstlichen Kanzleiregeln Johannes XXII. (1316-1334), die von seinen Nachfolgern ergänzt wurden und seit Klemens XI. (1700-1721) bis Pius X. unverändert blieben, enthalten unter ihren 72 Paragraphen auch einen über die Sprache. Nummer XX besagt, dass die Verleihung eines Pfarrbenefiziums ungültig ist, wenn der Betreffende die am Ort der ihm zugeteilten Kirche oder Benefiziums übliche Sprache nicht versteht und verständlich spricht.

Auf der Synode von Kulm wurde 1583 sowohl das Polnische wie das Deutsche in gemischten Pfarreien gefordert: „Jeder Pfarrer, in dessen Pfarrei eine Sprache geredet wird, die er nicht versteht, Sorge mit Eifer für einen Priester dieser Sprache, sonst verliert er sein Amt.“ Gleiches verlangt das Bistum Ermland. Hätten polnische Bischöfe nach dem Zweiten Weltkrieg in Schlesien diesen Beschluss befolgt, wäre in manchen Diözesen bei dem Verbot des Deutschen im Gottesdienst kein Pfarrer im Amt geblieben!

Im 19. Jahrhundert wies Rom in Artikel 8 des 1847 mit Russland geschlossenen Konkordates auf seine Lateranbestimmung vom Jahre 1215 hin, als es um die Gründung einer eigenen russlanddeutschen Diözese Tiraspol (mit späterem Sitz in Saratow an der Wolga) und um die Seelsorge der katholischen unierten Armenier in diesem Bistum ging.

Aber auch in der Neuen Welt sind diese Bestimmungen für die muttersprachliche Seelsorge an den Indianern angewandt worden.

Das zeigt schon 1582 die Synode in Lima, aber auch römische Bestimmungen für die Auswandererseelsorge im 19. Jahrhundert.

Die Messtexte blieben aber damals (mit Ausnahme der Glagolitischen Liturgie in Kroatien) immer in Latein, von den Konzessionen seit den 30er Jahren abgesehen, die einzelne Sprachgruppen sich durch die Liturgische Bewegung erkämpften. Dabei ist auffällig, dass die Väter der Liturgischen Bewegung im deutschen Sprachraum in Beziehung zur Cyrillomethodianischen Tradition standen. Pater Anselm Schott lebte im Prager Emaus-Kloster, als er sein Kloster Beuron während des Kulturkampfes in Deutschland verlassen musste. In Prag lernte er die Tradition der altslawischen Liturgie kennen, da Kaiser Karl IV. das Kloster Emaus mit Benediktinern des lateinischen Ritus, aber mit slawischer Liturgiesprache aus Kroatien hatte besiedeln lassen. Der Klosterneuburger Augustinerchorherr Pius Parsch war Mährer aus Olmütz-Neustift, der die Cyrillomethodianische Tradition seiner Heimat kannte und als österreichischer Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg in der Ukraine mit der byzantinischen Tradition der Unierten in Berührung kam. Gerade in Mähren war seit der Tausendjahrfeier der Ankunft der Slawenapostel 1863 der Ruf nach der slawischen Muttersprache in der Liturgie wieder laut geworden. Die größte Umwälzung und entscheidende Wende zugunsten der Volkssprache brachte das Zweite Vatikanum. Die am 4. Dezember 1963 promulierte Konstitution über die heilige Liturgie („Sacrosanctum Concilium“) gewährte in Nr. 36 der Volkssprache weiten Raum. Zunächst sollte „es gestattet sein, ihr einen weiteren Raum zuzubilligen, vor allem in den Lesungen und Hinweisen und in einigen Orationen und Gesängen gemäß den Regeln, die hierüber in den folgenden Kapiteln ... aufgestellt werden.“ Es wurde bestimmt, dass die Bischöfe „... gegebenenfalls nach Beratung mit den Bischöfen der angrenzenden Gebiete des gleichen Sprachraumes“ bestimmen sollten, „ob und in welcher Weise die Muttersprache gebraucht werden darf.“

Da außer Portugal und Island kein Land Europas ein Nationalstaat ohne nationale Minderheiten ist, zeigte sich sehr bald, dass National- bzw. Staatssprache und die nun erlaubte Kirchensprache in vielen Ländern nicht zusammenfallen konnten. Wenn auf dem Zweiten Vatikanum die römisch-katholische Kirche für den Kult auf die lateinische Sprache verzichtete, so tat sie das nicht zugunsten der offiziellen Staats- oder Nationalsprache, die für viele Gläubige nicht die Muttersprache ist, sondern um der Volkssprache willen.

Das gab gelegentlich Probleme, so etwa als Katalanisch und Baskisch gegen das Verbot Francos in Spanien als Gottesdienstsprache eingeführt wurden. Bereits im ersten Heft der neu begründeten *Notitiae*, der vom Liturgischen Rat herausgegebenen römischen Zeitschrift, tauchen Genehmigungen auf: so für das Baskische in der Diözese

Bayonne in Frankreich und für Bistümer in Spanien, für das Bretonische, Sorbische, für das Rätoromanische in der Schweiz, für das Gaelisch-Irische in der Republik Irland, das Maltesische, Gaelisch-Schottische, ja sogar für das Monegassische in Monaco. Neben diesen Sprachen kleiner eigenständiger Völker Europas wurden aber auch bald die nationalen Minderheiten berücksichtigt, so in der damaligen ČSSR neben dem Tschechischen das Polnische, Ungarische und Deutsche, in Italien das Französische und Deutsche im Aostatal und das Slowenische in der Diözese Triest.

In den Jahren nach dem Konzil ging dann die tatsächliche Entwicklung sehr schnell weit über die Bestimmungen der Liturgiekonstitution hinaus. Denn zunächst war der Kanon der Messe von der Volkssprache ausgenommen worden, aber bald fiel auch diese letzte Bastion des Lateinischen. Schon zwei Jahre nach Abschluss des Konzils wurde durch die Instruktion *Tres abhinc annos* von 1967 der Gebrauch der Volkssprache auch für den Kanon ausdrücklich erlaubt: „Das lag in der Konsequenz des Artikels 54 der Liturgiekonstitution, da das Eucharistiegebet das Volk angeht. Das Amen, das nach 1 Kor 14,15-17 auf die Eulogia und Eucharistia von der Gemeinde zu sprechen ist, verlangt nach Paulus einen verständlichen Text.“

Eine Instruktion des *Consilium ad Exequendam Constitutionem de Sacra Liturgia* vom 25. Januar 1969 gab nähere Anweisungen für das Übersetzen. Wenn es darin heißt, die benutzte Sprache müsse für die Mehrheit der Gläubigen zugänglich sein und dabei Papst Paul VI. zitiert wird, der verlangt, dass auch „Kinder und einfache Leute“ diese Sprache verstehen sollten, dann musste auch die Benutzung der Volkssprache für Sprachminderheiten gefördert werden.

Wie dies in der Praxis geschah, kann an vielen Beispielen beleuchtet werden, auch durch Aussagen von Papst Johannes Paul II., der schon Ende 1988 eine Botschaft zum Weltfriedenstag am 1.1.1989 an die Welt richtete mit dem Titel: *Um Frieden zu schaffen, Minderheiten achten*.

Diese Botschaft des polnischen Papstes noch vor der politischen Wende Ende 1989 ist leider ebenso wie das Eintreten der Päpste für Minderheiten viel zu wenig bekannt. Johannes Paul II. steht in der Tradition seiner Vorgänger, denn bereits Pius XII. setzte sich für die Förderung der „mittleren und kleinen Völker“ ein.

Einen Meilenstein setzte Johannes XXIII. mit seiner Friedensenzyklika *Pacem in terris*. Sie enthält einen eigenen Abschnitt, wie man Minderheiten in einem Staat zu behandeln habe: „Wir betonen mit äußerstem Nachdruck, dass jede Politik, die danach strebt, die Vitalität und die Entfaltung der Minoritäten zu unterbinden, ein schweres Vergehen gegen die Gerechtigkeit ist; das Vergehen ist noch weit schlimmer, wenn diese Machenschaften das Verschwinden

einer Minorität beabsichtigten. Hingegen entspricht nichts mehr der Gerechtigkeit als die von der öffentlichen Gewalt zu unternehmende Aktion zur Hebung der Lebensbedingungen der ethnischen Minoritäten, insbesondere was deren Sprache, Kultur, Brauchtum, Erwerbsmittel und wirtschaftliche Unternehmungen betrifft.“

Ähnlich wie sein Vorgänger Johannes XXIII. äußerte sich auch Papst Paul VI.: „Die katholische Kirche nimmt die Rechte der Menschen und der Völker sehr ernst, gleichzeitig auch die Bedingungen der Freiheit, der Menschenwürde, der ethnischen Gleichheit, der Gerechtigkeit und der Verantwortlichkeit, die zu ihrer vollen Entwicklung notwendig sind.“

In seiner Enzyklika *Populorum progressio* erklärte er 1967: „Reich und arm, jedes Land hat seine Kultur, die es von den Vorfahren übernommen hat: Institutionen für das materielle Leben, Werke geistigen Lebens, künstlerischer, denkerischer, religiöser Art. Sofern sie wahre menschliche Werte darstellen, wäre es ein großer Fehler, sie aufzugeben. Ein Volk, das dazu bereit wäre, verlöre das Beste seiner selbst, es gäbe, um zu leben, den Grund seines Lebens hin. Das Wort Christi: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber seine Seele verliert, gilt auch für die Völker.“

Leider ist es auf dem Zweiten Vatikanum nicht zu einer Erklärung zum Völkergruppenrecht gekommen. Vorstöße dafür sind gemacht worden, insbesondere aus den Reihen der deutschen katholischen Heimatvertriebenen unter Führung von Dr. Herbert Czaja. Unter dem Titel *Das Recht auf die Heimat* hatten die katholischen Vertriebenen das Thema des Volksgruppenrechtes mit protestantischen Fachgenossen auf mehreren Tagungen im Albertus-Magnus-Kolleg in Königstein und in der Evangelischen Akademie Arnoldshain behandelt und die Ergebnisse in Buchform in vier Bänden veröffentlicht. Die Reihe der Veranstaltungen wurde weitergeführt und später vom Bund der Vertriebenen und der Kulturstiftung der Vertriebenen übernommen.

Johannes Paul II. hat in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 1989 den Schutz der nationalen Minderheiten verlangt und geht dabei von der Personalität des Menschen aus. Johannes Paul II. nennt zwei Grundprinzipien, „auf die unmöglich verzichtet werden kann; sie müssen sogar zur Grundlage jeder gesellschaftlichen Struktur gemacht werden.“ Für den theologischen Lehrer Woityla ist „das erste Prinzip die unveräußerliche Würde jeder menschlichen Person, ohne Unterschiede gleich welcher rassischen, ethnischen, kulturellen und nationalen Herkunft oder welchen religiösen Bekenntnisses; keine Person existiert für sich allein, sondern findet ihre volle Identität erst in der Beziehung zu den anderen, zu Personen und Gruppen. Dasselbe kann man auch von Gruppen von Menschen sagen. Denn auch sie haben ein Recht auf die Identität ihrer Gemeinschaft, die in Übereinstim-

mung mit der Würde eines jeden Menschen geschützt werden muss.“ Von Bedeutung ist die Aussage des Papstes zu diesem Grundprinzip: „Dieses Recht bleibt auch dann unverändert bestehen, wenn die Gruppe oder eines ihrer Mitglieder gegen das Gemeinwohl handeln sollte. In solchen Fällen muss die mutmaßliche unerlaubte Handlung von den zuständigen Autoritäten geprüft werden, ohne dass die gesamte Gruppe deswegen verurteilt wird, denn das widerspräche der Gerechtigkeit.“ Dies ist eine wichtige Aussage gegen jede Kollektivschuld, die 1945 postuliert wurde, um die Kollektivstrafe der Vertreibung zu rechtfertigen!

Als zweites Prinzip nennt der Papst „die grundlegende Einheit des Menschengeschlechts, das seinen Ursprung in einem einzigen Schöpfergott hat, der in der Sprache der Heiligen Schrift, aus einem einzigen Menschen das ganze Menschengeschlecht erschaffen hat, damit es die ganze Erde bewohne (Apg. 17,26). Die Einheit des Menschengeschlechts besagt, dass die gesamte Menschheit über ihre ethnischen, nationalen, kulturellen und religiösen Unterschiede hinaus eine Gemeinschaft bildet, die keine Diskriminierung unter den Völkern zulässt und auf gegenseitige Solidarität ausgerichtet ist. Die Einheit verlangt auch, dass die Verschiedenheiten unter den Mitgliedern der Menschheitsfamilie für die Stärkung der Einheit selbst fruchtbar gemacht werden, anstatt neue Spaltungen zu verursachen. Die Verpflichtung, die Verschiedenheit anzunehmen und zu schützen, betrifft nicht nur den Staat oder die Gruppen. Jede Person als Mitglied der einen Menschheitsfamilie muss den Wert der Verschiedenheit unter den Menschen verstehen und achten und ihn auf das Gemeinwohl hinordnen. Ein offener Geist, der bestrebt ist, das kulturelle Erbe der Minderheiten, dem er begegnet, besser zu begreifen, wird dazu beitragen, Haltungen zu überwinden, welche gesunde gesellschaftliche Beziehungen behindern. Es handelt sich hier um einen Prozess, der kontinuierlich fortgeführt werden muss, denn solche Haltungen wiederholen sich nur allzu oft unter neuen Formen.“

Dann spricht der Papst von den Rechten und Pflichten der Minderheiten: „Viele dieser Rechte und Pflichten beziehen sich gerade auf das Verhältnis, das zwischen den Minderheitsgruppen und dem Staat besteht. In einigen Fällen sind diese Rechte in das Gesetzbuch aufgenommen worden, und die Minderheiten erfreuen sich dadurch eines besonderen Rechtsschutzes. Dennoch aber finden sich Minderheiten, auch wo der Staat einen ähnlichen Schutz zusichert, nicht selten Diskriminierungen ausgesetzt und sind tatsächlich ausgeschlossen.“

An konkreten Rechten werden genannt:

Das Recht auf Existenz und das Recht der Minderheiten, die eigene Kultur zu bewahren und zu entfalten. Beim Recht auf Existenz wird betont, dass dies auf verschiedene Weise missachtet werden kann,



„bis hin zu den extremen Fällen, in denen es durch offenkundige oder indirekte Formen von Völkermord verneint wird. Das Recht auf Leben ist als solches unveräußerlich, und ein Staat, der Handlungen vornimmt oder duldet, die darauf abzielen, das Leben seiner Bürger, die Minderheitsgruppen angehören, zu gefährden, würde das elementare Recht, das die soziale Ordnung regelt, verletzen.“

Johannes Paul II. weist auch darauf hin, dass das Existenzrecht auf subtilere Weise beeinträchtigt werden kann. „Einige Völker, besonders die so genannten Eingeborenen und Urbewohner, haben zu ihrer Erde immer eine besondere Beziehung gehabt, die sich mit ihrer Identität selbst, mit den eigenen stammesmäßigen, kulturellen und religiösen Traditionen verbindet. Wenn die Eingeborenenbevölkerungen ihres Bodens beraubt werden, verlieren sie ein lebenswichtiges Element ihrer eigenen Existenz und laufen Gefahr, als Volk zu verschwinden.“

Wenn der Papst zum Schutz der Kultur spricht, so zeigt er auch konkrete Beispiele auf, wie Minderheitsgruppen von kultureller Auslöschung bedroht sind:

„An einigen Orten ist nämlich eine Gesetzgebung eingeführt, die ihnen das Recht, ihre eigene Sprache zu sprechen, nicht anerkennt. Manchmal werden auch Herkunfts- und Landschaftsnamen zwangsweise geändert. Dann wieder sehen die Minderheiten ihre künstlerischen und schriftstellerischen Ausdrucksformen ignoriert und finden im öffentlichen Leben keinen Raum für ihre Feste und Feiern, was zum Verlust eines beträchtlichen kulturellen Erbes führen kann. Eng mit diesem Recht verbunden ist jenes, mit Gruppenbeziehungen zu unterhalten, die ein gemeinsames kulturelles und geschichtliches Erbe haben und auf dem Territorium anderer Staaten leben.“

Rechte bringen aber auch Pflichten mit sich. Als erste Pflicht der Minderheit nennt der Papst, jene „wie alle anderen Bürger für das Gemeinwohl mitzuwirken. Denn auch die Minderheiten haben zur Schaffung einer friedlichen Welt, die die reiche Vielfalt ihrer Bewohner widerspiegelt, ihren spezifischen Beitrag zu leisten.“

Als zweite Pflicht einer Minderheit wird genannt, „die Freiheit und die Würde eines jeden ihrer Mitglieder zu fördern und die Entscheidungen eines jeden einzelnen von ihnen zu achten, auch wenn einer sich entscheiden sollte, sich der Kultur der Mehrheit anzuschließen. In Situationen wirklichen Unrechts kann den Minderheitsgruppen, die ins Ausland ausgewandert sind, die Aufgabe zufallen, für die Mitglieder ihrer Gruppe, die in der Heimat weiterhin unterdrückt werden und ihre Stimme nicht erheben können, die Achtung ihrer legitimen Rechte zu fordern. In diesen Fällen muss man aber große Klugheit walten lassen und klar unterscheiden, besonders dann, wenn man nicht in der Lage ist, objektive Informationen über die

Lebensverhältnisse der betroffenen Bevölkerung zu erhalten.“ Die Schlusskapitel bekunden noch einmal die Sorge um den Frieden und des Papstes geistige Verbundenheit mit jenen Minderheitsgruppen, die zu leiden haben.

Wie ernst die Kirche das Anliegen des Papstes nahm, zeigte ein Treffen von Bischöfen aus mehrsprachigen Diözesen Europas, das vom 18. bis 22. Oktober 1993 in Brixen stattfand. Die Teilnehmer kamen aus Ungarn, Rumänien, Slowenien, Kroatien, Polen, Spanien, der Schweiz, Österreich, Deutschland und Italien. Es fällt auf, dass weder Frankreich und Großbritannien, aber auch nicht die Tschechische Republik, die Slowakei oder Rest-Jugoslawien vertreten waren.

Der Südtiroler Fachmann P. Kurt Egger hat die Ergebnisse der Beratungen dieser Konferenz in deutscher und italienischer Sprache herausgegeben. Eingeladen hatte am 10. Februar 1993 im Auftrag des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) der Mailänder Kardinal Martini, der im Einladungsschreiben folgenden Erfahrungsaustausch vorschlug:

- *Über das historische Erbe und die Belastungen der Geschichte;*
- *über Diözesanstrukturen unter der Berücksichtigung von Volks- und Sprachgruppen;*
- *über die Sprache der Liturgie;*
- *über die Rolle des Bischofs in einer Diözese mit verschiedenen Volks- und Sprachgruppen und*
- *über Strukturen der Identität und des Dialogs.*

In einem Schreiben des Papstes vom 14. Oktober 1993 drückt dieser seine Genugtuung über die Initiative des CCEE aus und erinnert an seine Botschaft zum Weltfriedenstag 1989. Die Kirche müsse mit ihren Diözesen und Pfarreien mit gutem Beispiel vorangehen.

Die Brixener Tagung arbeitete in einer deutschen und einer italienischen Sprachgruppe, Impulsreferate hielten Bischof Wilhelm Egger (Bozen-Brixen), Egon Kapellari (Gurk-Klagenfurt), Alfons Nossol (Oppeln) und Weihbischof Joan Carrera von Barcelona.

Die beiden Gesprächskreise in deutscher und italienischer Sprache hatten folgende Vorgaben:

- *Welche Volks- und Sprachgruppen gibt es in Ihrer Diözese?*
- *Welche sind die wichtigsten Unterschiede dieser Gruppe?*
- *In welchem Ausmaß sind die Rechte der Minderheiten auch verfassungsgemäß garantiert?*
- *Welche historischen Belastungen bestehen?*
- *Welche Methoden wählten die Menschen, um ihre diesbezüglichen Rechte durchzusetzen?*  
*Besteht die Gefahr, dass Gewaltmittel angewendet werden?*

Im deutschen Gesprächskreis berichteten Bischof Alfons Nossol aus Oppeln über Schlesien, Michael Mayer von Fünfkirchen und Janos Kühner aus Kalocsa über die Lage in Ungarn, andere über die Sorben im Bistum Dresden-Meißen, über Siebenbürgen, die Rätoromanen und über Kroaten und Ungarn im Burgenland.

Die italienischsprachige Arbeitsgruppe behandelte die Lage in den Diözesen Koper (Slowenien), Udine, Görz und Triest, Porec (Istrien-Kroatien), Bozen-Brixen und Barcelona.

Dabei wurden jeweils folgende Fragen beantwortet:

- *Wie sind die einzelnen Volks- und Sprachgruppen beteiligt in den Gremien, am Ordinariat?*
- *Gibt es Weihbischöfe oder Generalvikare verschiedener Sprachgruppen?*
- *Wie sind die Ämter im Ordinariat geordnet?*
- *Welche Pfarrstrukturen haben sich entwickelt (Territorial- oder Personalpfarreien, gemischte Strukturen)?*
- *Auf welche Weise wird eine versöhnte Verschiedenheit angestrebt, als Bereicherung der Lokalkirche?*
- *Bei welchen Gelegenheiten kommt die Einheit der Diözese zum Vorschein?*
- *Mit Hilfe welcher Strukturen können einzelne Sprach- und Volksgruppen ihre Identität bewahren (z.B. eigene Kirchengebäude, Schulen in der jeweiligen Sprache, Gottesdienste in der Muttersprache u.a.)?*
- *Wie verhalten sich Priester in den Pfarreien zu den Angehörigen der verschiedenen Volks- und Sprachgruppen?*

Dabei wurden Strukturen genannt, die der Berücksichtigung der Minderheiten dienen:

**Personen:** Beauftragte für Minderheiten, Bischöfliche Vikare, Generalvikare oder Weihbischöfe für je eine Minderheit.

**Orte:** Gemeinsame Wallfahrten, Treffen der Minderheiten in der Kathedrale, Mitversorgung der Minderheiten in den Bildungshäusern.

**Zeiten:** Regelmäßige Gottesdienste in der Sprache der Minderheiten, Wallfahrten mit dem Bischof, verschiedenste Feste und Jubiläen, mancherorts fixe Wallfahrts- oder Gebetssonntage.

**Dialog:** Gebets- und Gesangbücher in mehreren Sprachen oder einsprachig für jede Gruppe. Bücher für die Katechese, verschiedene Treffen, Kulturveranstaltungen und Symposien, Identitätsfindung durch Gottesdienste, Wege zur Förderung des Dialogs:

1. Schritt: Toleranz
2. Schritt: Akzeptanz

3. Schritt: Die Menschen überzeugen, dass es gut ist, eine Minderheit im Land zu haben. Mehrsprachigkeit der Priester fördern.

**Gremien:** Vertretung der Minderheiten in den verschiedenen Räten, gruppengemäße Verteilung der Aufgaben in der Kurie.

**Institutionen:** Fast überall Territorialpfarreien; Medienvertretung, besondere Wochenzeitschriften, Referate für die pastoralen Anliegen der Minderheiten.

Hauptaufgabe aber bleibt die Schaffung eines Volksgruppenrechtes. Ein wichtiger Impuls hierfür war der Entschließungsantrag von 42 Abgeordneten des Europäischen Parlamentes vom 31. Juli 1984:

**a)** Jede nationale und ethnische Gruppe hat den Anspruch, sowohl in der Europäischen Gemeinschaft als auch in jedem EG-Mitgliedstaat, in ihren kulturellen, sozialen und politischen Rechten geschützt zu werden.

**b)** Jede Volksgruppe hat das Recht auf uneingeschränkten Gebrauch der eigenen Sprache in allen privaten, gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Beziehungen und in der Öffentlichkeit, bei Behörden und vor Gericht.

**c)** Jegliche Diskriminierung von Volksgruppen und ihren Angehörigen sowie jede Vertreibung, Assimilierung oder Vernichtung von Volksgruppen sind verboten, ebenso künstliche Veränderungen der demographischen Zusammensetzung eines Gebietes, in der eine Volksgruppe ansässig ist.“

Diese Forderungen fanden Eingang in das Diskussionspapier der Kommission Politik, Verfassung, Recht des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zur Zukunft der europäischen Integration: „Eine auf diesen Grundsätzen beruhende Volksgruppencharta böte den Volksgruppen in ganz Europa Schutz und Hilfe. In ihr müssten die den Volksgruppen wie auch ihren einzelnen Mitgliedern zustehenden Rechte genau bestimmt werden: neben dem Recht auf die eigene Sprache auch die Rechte auf Vereins- und Versammlungsfreiheit, ferner Zugang zu den Medien, korporative Religionsfreiheit, Regelung der Selbstverwaltung in den Bereichen der Kultur- und Schulautonomie, Mitspracherecht auf verschiedenen Ebenen der Verwaltung und Gesetzgebung, soweit diese sich auf das Gebiet beziehen, wo die Volksgruppe lebt. Überall dort wo die Angehörigen einer Volksgruppe nicht in geschlossenen Siedlungsgebieten, sondern verstreut leben, empfiehlt sich die Anwendung des Prinzips der ‚personalen Autonomie‘. Es beruht auf dem Gedanken, dass die Rechte des einzelnen nicht aus seiner Zugehörigkeit zu einem Territorialstaat folgen, sondern aus seiner ihm von Gott gegebenen Menschenwürde.“

*Rudolf Grulich*

# Ein Deutscher Katholikentag in Prag

Ende Mai dieses Jahres fand der Deutsche Katholikentag in Leipzig statt, der 100. Katholikentag seit dem ersten 1848 in Mainz, dessen 150. Jahrestag 1998 in Mainz gefeiert wurde. 1848 gab es nur den Deutschen Bund, noch kein Deutsches Reich. Der Deutsche Bund entstand 1815 auf dem Wiener Kongress, der das 1806 niedergegangene Heilige Römische Reich deutscher Nation nicht wieder herstellte, sondern nur den Deutschen Bund als losen Zusammenschluss von 39 Staaten schuf. Davon waren 35 Monarchien und vier Republiken, nämlich die drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck sowie die Freie Stadt Frankfurt am Main. Unter den Monarchien gab es das Kaiserreich Österreich, (aber nur mit den Gebieten, die bis 1806 zum Reich gehört hatten), Königreiche (Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg), Großherzogtümer, Herzogtümer, Fürstentümer und andere monarchische Gebilde. In diesem Deutschen Bund waren noch Gebiete vertreten, die heute zu Dänemark, den Niederlanden, Belgien, Luxemburg, Liechtenstein, Italien, Österreich, Slowenien, Kroatien, Tschechien und Polen gehören. So kam es, dass nach dem ersten Katholikentag in Mainz die nächsten Katholikentage in Breslau, Regensburg, Linz, Mainz, Münster, Wien, Linz und Salzburg gefeiert wurden und 1860 sogar in Prag.

Dieser Deutsche Katholikentag in Prag war zweisprachig, denn es gab ein deutsches und ein tschechisches Programm, damals als „böhmisch“ bezeichnet. Offiziell hieß dieser Katholikentag „Zwölfte Generalversammlung der Katholischen Vereine Deutschlands und Österreich“. Er fand vom 24. bis 27. September 1860 in der böhmischen Hauptstadt statt. Ein Ausschuss des Prager Katholikenvereins unter dem Präsidenten Ottokar Graf Czernin war für das Programm zuständig. Es gab geschlossene und öffentliche Generalversammlungen mit Reden in deutscher und böhmischer Sprache, wobei die öffentlichen Versammlungen „deutsch und böhmisch separiert“ waren. Die öffentlichen Generalversammlungen fanden im Saal der Sophieninsel, der heutigen Slaweninsel, statt, die geschlossenen im großen Saal des Karolinums, andere „Abteilungssitzungen“ in anderen Räumen des Karolinums.

Der 1861 in Prag herausgegebene Bericht über die „Verhandlungen der zwölften Generalversammlung der Katholischen Vereine Deutschlands und Österreich“ bringt das absolvierte Programm, wir erfahren Details der Geschäftsordnung und dass die Bedeutung dieses Katholikentags in der *Prager Zeitung* und in dem tschechischen *Pražské Noviny* hervorgehoben wurde. Man begrüßte den Katholikentag „in unserem altherwürdigen Prag. Es ist die Stätte des Christentums in

einem der schönsten Länder des Kaiserreichs, es ist der Sitz der ältesten und hochberühmten Hochschule, welche diesseits der Alpen in den weiten Grenzen des ehemaligen Römischen Reiches sich erhob ...“ Man wies auf Kaiser Karl IV. hin, auf das Erzbistum und auf die Ruhestätte großer Heiliger. Ein „Verzeichnis der T. P. Herren Deputierten und Mitglieder der XII. Generalversammlung der Katholischen Vereine in Prag“ nennt Teilnehmer aus allen Ländern des Deutschen Bundes, aber auch aus der Schweiz, Ungarn, England, Galizien und Russland. Wir lesen die Namen von Bischöfen und ihren Delegierten, von Äbten, Pröpsten, Kanonikern und von Mitgliedern des österreichischen und deutschen Adels. Fürst Löwenstein aus dem böhmischen Haid, der auch Besitzungen in Hessen, Baden, Bayern und Württemberg hatte, war ebenso dabei wie Fürst Wilhelm Radziwill aus Russland. Die abgedruckten Referate zur Aufgabe der Caritas und anderen Themen sind wichtige Quellen für die damalige Arbeit der Kirche. Kanonikus Štulc stellte den ersten tschechischen Cyrill- und-Method-Verein in deutscher Sprache vor. Wir werden in unseren Mitteilungen noch einige Aspekte dieses historischen Katholikentages behandeln.

Als Bismarck 1871 Österreich aus dem Deutschen Reich ausschloss, gab es die offiziellen Deutschen Katholikentage nur im Deutschen Reich, aber auch da finden wir Orte wie Breslau, Neisse und Danzig oder Straßburg und Metz, die heute nicht mehr zu Deutschland gehören. 75 Jahre nach dem Katholikentag 1860 fand 1935 ein „Gesamtstaatlicher Katholikentag“ in Prag statt. In einer Zeit politischer Spannungen wollte die Kirche den Streit zwischen den verschiedenen Völkern der ČSR überwinden. Alle Volksgruppen der Republik waren eingeladen: Tschechen, Deutsche, Slowaken, Ungarn, Polen und Ruthenen, deren Sprachen neben Latein erklangen. Der sudeten-deutsche Kardinal Innitzer aus Wien feierte für die deutsche Sektion die erste große Betsingmesse, für die sein Landmann aus Olmütz, P. Pius Parsch Vorkämpfer war.

*Rudolf Grulich*

## Integration oder Assimilation?

Dieser Frage als Titel seiner Diplomarbeit fügt Patrick Strosche den Untertitel bei: *Entstehung der Kirchenlieder unserer Brüder und ihre Rezeption im Bistum Mainz*. Der Autor zeigt auf, wie die vertriebenen Deutschen in der neuen Heimat darum kämpfen mussten, dass ihre Kirchenlieder gesungen werden konnten und mit mehr oder weniger Erfolg in die Gesangbücher der neuen Diözesen aufgenommen wurden. Als Grundlage seiner Arbeit bezieht sich Strosche

auf die Diözese Mainz, in der ein neues Diözesangesangbuch nach dem Zweiten Weltkrieg entstand an dem auch Heimatvertriebene beteiligt waren.

Er betont, dass zur Integration auch die Integration in die kirchlichen Gemeinden gehört, was aber in den Kirchen eine enorme Aufgabe darstellte. Das es nicht immer gelang, zeigte bereits Andreas Kössert in seinem Buch *Kalte Heimat*. Wie sich das im Bistum Mainz entwickelte, können wir durch seine Diplomarbeit erfahren, wozu er auch in der Bibliothek unseres Instituts gearbeitet hatte.

Herr Strosche bezieht sich auf ein Dokument, das den Eingangsstempel des Bischöflichen Ordinariates Mainz vom 12. November 1947 trägt. In diesem Schreiben verbindet Pater Paulus Sladek die Vorbereitung der Neuauflage von Gesangbüchern mit der Frage, ‚ob nicht wenigstens ein Teil des kirchlichen Liedgutes der Ausgewiesenen in die Diözesangesangbücher der überall mit Flüchtlingen überfüllten Diözesen aufgenommen werden müsste‘ ... Sladek geht davon aus, dass die Heimatvertriebenen ‚wenn nicht auf immer, dann aber ... auf eine größere Anzahl von Jahren in Rumpfdeutschland bleiben müssen‘. Die Frage der Aufnahme heimatvertriebenen Liedgutes sei demnach also durchaus berechtigt und angebracht, da es sich dabei auch um eine Form der Eingliederung und Integration handelt.“

In der Diözese Mainz kamen die aus dem Osten Vertriebenen hauptsächlich in solche Gebiete, die protestantisch waren. Er berichtet vom Priester Josef Maday, der Hilfe bei dem Generalvikar in Mainz suchte und mit einem alten Militärrucksack versorgt wurde. So entstand der Begriff „Rucksackpriester“, der im nächsten Jahrzehnt zum Symbol der oberhessischen Diaspora wurde. Da Mady auch in evangelischen Kirchen Gottesdienst hielt, konnte er berichten, dass sich auch evangelische Pfarrer an den innigen Liedern der Vertriebenen erbauten.

Wir erfahren auch, welche Schwierigkeiten es bedeutete, wenigstens einen Teil dieses Liedguts in das Gesangbuch aufzunehmen und wie der Diözesanflüchtlingsseelsorger Karl Reiß darum kämpfte.

Die Arbeit ist eine von mehreren, die Studenten in Gießen, Mainz und St. Georgen erfolgreich abschlossen und von unserem Institut beraten wurde.

*Angelika Steinhauer*

## Tag der offenen Tür

Am **16. Juli 2016** laden wir zu einem **Tag der offenen Tür** ab **14.00 Uhr** in Geiß-Nidda ein. **Patrick Strosche** wird über seine Diplomarbeit zum Thema: **Integration oder Assimilation. Entstehung der Kirchenlieder unserer Brüder und ihre Rezeption im Bistum Mainz** berichten.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben.** 2016, 336 Seiten. Euro 16,80

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948,** (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, 29,80 EUR

## **Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:**

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

**Nidda-New York-Eger.** Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

**Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich,** Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

## **Reihe Kirche und Heimat. Materialien z. Vertriebenenseelsorge:**

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** Einführung Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung u. einem Opernlibretto v. Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.